

E. Y. MEYER

Als Gotthelf das Emmental erfand

Kühner Ritt des Schriftstellers E.Y. Meyer: Er versetzt sich in seinem Buch «Der Ritt» in den Kopf von Jeremias Gotthelf, der 1831 aufgewühlt von Bern ins Emmental reitet. Im Gespräch blickt Meyer mit gotthelfschem Zorn auf den kranken Staat Bern von heute.

Mit oder ohne Gotthelf-Jahr: Das Emmental und Gotthelf boomen. In Ihrem neuen Buch und sogar im Fernsehen. Wie fanden Sie als Kenner den TV-Versuch «Leben wie zu Gotthelfs Zeiten»?

E.Y. Meyer: Den Titel fand ich gut. Wenn man heute Emmental sagt, sagt man auch Gotthelf. Und wenn man Gotthelf sagt, sagt man Emmental. Es sind Synonyme geworden. Gotthelf hat einer ganzen Zeit einen Namen gegeben. «Leben wie damals im Emmental» wäre kein guter Name für die Sendung gewesen.

Ohne Gotthelf wäre das Emmental gar kein Begriff?

Ein Begriff schon. Aber kein Mythos. Gotthelf hat den Mythos Emmental geschaffen. Endo Anaconda hat in Ihrer Zeitung geschrieben, das Emmental sei für ihn Kult. Es ist seit Gotthelf Kult. Der beschreibt natürlich nicht nur ein reales Emmental, sondern gleichzeitig ein mythisch überhöhtes. Gotthelf holt immer weit aus. Er beginnt praktisch bei der Entstehung der Welt: Sonne, Mond und Weltall, die ganze Evolution – und dann das Emmental.

Als ob im Emmental die Welt erschaffen worden wäre?

Er zeigt von Lützelflüh aus die ganze Welt wie in einer Nusschale. Gotthelf hat natürlich auch das Innenleben der Leute und ihre Existenznöte dargestellt. Das kann das Fernsehen nicht reproduzieren. Aber es hat ganz gut Aspekte des äusserlichen Alltags simuliert.

Hat es Gotthelfs Emmental nicht auf körperliche Mühsal reduziert?

Es war wirklich ein hartes Leben damals, besonders im oberen Emmental, auf den Einzelhöfen in den Hügeln. Es war ein sehr ritualisiertes, von der Landwirtschaft geprägtes Leben.

Was macht den Kult aus? Hartes Landleben ist ja noch nicht Kult.

Gotthelf schuf eine idealisierte Darstellung der Bauernwelt. Eine letzte Darstellung eines vorher über Jahrhunderte gleich gebliebenen Lebens, das sich zu Gotthelfs Zeit, als die Industrialisierung kam, aufzulösen begann. Er liess das Landleben noch einmal aufleben und fasste es zusammen.

Sind seine Romane ein grosser Abschied?

Nicht nur. Gotthelf war auf der Suche nach einer Art Paradies, nachdem er aus seinem Kindheitsparadies in Utzenstorf vertrieben worden war. Er hat in seinen Romanen auf reichen Emmentaler Höfen eine ideale, paradiesische Situation geschaffen. Oft liess er grosse Retterfiguren auftreten. Wie Gott. Etwa ein Götli, was ja eine Verkleinerungsform von Gott ist. Der Götli im Roman «Der Geltstag» nimmt die Kinder einer hoffärtigen Witwe auf. Sie leben dann paradiesisch mit der Natur, dem Himmel und den Sternen.

Ist die heutige Emmentalsehnsucht eine Paradiessehnsucht?

Absolut. Es ist diese Nostalgie, die auch den Erfolg der TV-Sendung ausmachte. Es gab diese unglaublich schönen Bilder, wie die Kinder der Familie Zuppiger mit den Wollschweinen gespielt haben – wie in Gotthelfs «Geltstag». Das war Idylle pur. Dabei vergisst man die ganze existenzielle Not mit den Kartoffelfehl-jahren. Gotthelfs Bücher enden oft mit einem Märchenschluss. Das war ihr Erfolgsrezept. Es waren Bestseller mit Hollywood-Happyend.

Warum lebt unsere Sehnsucht nach dem Landleben weiter, obwohl heute 70 Prozent der Schweizer Städter sind?

Wir sind ein ehemaliges Bauernvolk.

Das ist lange her.

Aber das bäuerliche Gefühl bringt man nicht so schnell weg – nach bloss zwei, drei Generationen. Das sind untergründige Strömungen, die viel länger dauern. Noch mein Grossvater war neben seinem Job als Eisenbahner Kleinbauer.

Heute gilt das Emmental als arme Randregion. Wo ist das saftige Emmental geblieben?

Bei Gotthelf! Das Emmental war aber schon zu Gotthelfs Zeiten ein Armenhaus. Er beschreibt die Armut immer wieder als vielköpfiges Ungeheuer.

Sie selbst schilderten das Emmental in Ihrem frühen Roman «In Trubschachen» als abweisendes Tallabyrinth. Aufgrund unliebsamer Erlebnisse?

Mich verschlug es einst unversehrt dorthin wie Gotthelf, der aus Bern nach Lützelflüh wegweisen wurde. Als Gymnasiast wurde ich zwei Mal ins Emmental in den Landdienst geschickt. Das erste Mal nach Dürrenroth zu unfreundlichen Bauern, die mich als Arbeitskraft ausnützten. Ich war – nach dem alten Muster – praktisch der Verdingbub. Beim zweiten Mal kam ich weit hinten im Eggiwil auf eine Alp zu einem alten Mann mit einer jüngeren Frau und vielen Kindern. Ich musste Kühe hüten und Beeren holen im Wald. Das sind meine Emmentalerlebnisse. Es hat mir Angst gemacht, und es hat mir Freude gemacht. Es ist das Land der Sonnen- und der Schattenseiten. Heute kann ich besser damit umgehen. Heute ist es auch für mich Kult. Aber ich bin nur ein Besucher, der nicht jeden Tag dort lebt.

Sie zeigen in Ihrem Buch den jungen Gotthelf als zerrissene Figur zwischen Ausbruch und Einordnung. War er das wirklich? Oder arbeiten auch Sie, wie das Fernsehen, mit einer Überhöhung?

Literatur ist immer eine symbolische Darstellung der Realität. Die Zerrissenheit lässt sich aber in Gotthelfs Briefen nachweisen. Ich habe versucht mich in Gotthelf hinein zu versetzen und ge-



Die Inszenierung des Emmentals als Paradies: Das Schweizer Fernsehen versetzt die Kinder der Familie Zuppiger zurück in Gotthelfs Zeiten.

riet dabei wie in Trance. Ich war dieser Reiter Gotthelf, der sein Leben resümiert.

Ist der Ritt Gotthelfs von Bern nach Lützelflüh wirklich belegt?

Es ist belegt, dass er am 1. Januar 1831 «hoch zu Ross, bei Schneegestöber» geritten ist. Dass das für ihn ein Umbruchtag war, ist meine Behauptung. Oder sagen wir: meine Entdeckung. Wenn er damals nicht aus Bern ins Emmental verbannt worden wäre, hätte er vielleicht sein Werk nicht geschrieben – oder anders geschrieben.

Warum?

Erst im Emmental fand er seine Frau und eine feste Ordnung, die seine Zerrissenheit durch Geborgenheit milderte. Er bekommt seine Triebe in den Griff. So wie Ueli vom Knecht zum Meister

wird, wird Gotthelf zum Meister seiner Triebe. Er verlagert seinen Kampf und seine Zerrissenheit ins Wort.

Ihre Gotthelf-Faszination in Ehren. Aber den Predigtzitat in Ihrem Buch entnimmt man auch einen sauren Moralismus. Kein Wunder wollten sie in der lebenslustigen Stadt Bern diesen Gotthelf nicht mehr haben.

Gotthelf selber war städtischen Vergnügungen gegenüber nicht abgeneigt. Aber er versuchte seine innere Wildheit mit dem Rettungsanker des Christentums in den Griff zu bekommen. Er hat dann bisweilen überdreht in ein allzu starkes Moralisieren.

Wieso soll man sich heute mit den moralischen Problemen eines Mannes von 1831 beschäftigen? Niemand wird heute in die Pro-

vinz verbannt. Und wir haben viel mehr Freiheiten.

Es sind aber ähnliche Muster, die einfach anders aussehen. Man muss sich auch heute einordnen. In der Arbeitswelt. Und die Frage ist doch, ob diese Freiheiten unserem Überleben heute förderlich sind oder nicht.

Was antworten Sie darauf mit Gotthelf?

Man muss es genau anschauen. Nicht alle Freiheiten sind förderlich. Gotthelf hat genau hingeschaut und gesagt, was Sache ist. Er hatte den Mut dazu. Er war kein netter Mensch. So wie wir heute alle nett und korrekt sein sollen. Gotthelf teilte nach links und rechts aus. Vor ihm hatte man Angst. Er wurde gehasst. Wenn er mit 57 nicht plötzlich gestorben wäre, hätten sie ihn in Lützelflüh vielleicht noch als

Pfarrer rausgeworfen. Heute feiern sie ihn. Ich will gegen die Verharmlosung Gotthelfs zum lieben Schilderer des Landlebens antreten.

Kann man aus Gotthelfs damaligem Elendspanorama der Armut, des Bildungsmangels und des Frühkapitalismus heute wirklich etwas lernen?

Natürlich. Ein Bildungsproblem haben wir doch mit all diesen Sparmassnahmen heute auch. Die ganzen Reformen, die Reformersprache, die kein Mensch mehr versteht – dagegen war schon Gotthelf. Er war für das Wesentliche. Im Roman «Geltstag» schildert er Bankrotte, wie wir sie heute auch wieder erleben. Wenn man diese Szenen einer nicht allzu lange zurücklie-

genden Vergangenheit als Spiegel für unsere Gegenwart anschaut, dann sieht man darin das eigene Gesicht von heute. Gotthelf legte bissig und böse den Finger auf diese Dinge. Solche Leute brauchen wir heute wieder. Tolerieren sie aber nicht. Wir haben in der Schweiz immer den Hang, zu harmonisieren.

Bringen zornige alte Männer, wie Gotthelf einer war, ein Land voran? Braucht es nicht jüngere, voranschreitende Optimisten?

Die Vorausdrängenden gibt es ja. Aber zu ihnen gehören auch die Manager mit ihren riesigen Gehältern. Sie sind moderne Raubritter, wie sie schon Gotthelf anprangerte: Hochstapler und moderne Abzocker, die der Liberalismus damals mit sich brachte. Heute bauen sie um ihre Villen am Zugersee hohe Mauern, als wären es Ritterburgen. Manager sind ein Mythos, in dem eine Gesellschaft vielleicht schon ihren eigenen Untergang mitfeiert. Schon Gotthelf hat diesen Hochmut kritisiert.

Sie glauben also, dass wir – wie es Gotthelf zu seiner Zeit empfand – heute in einer hochmütigen Krisenzeit und am Abgrund stehen? Sicher. Die Schweiz befindet sich in Auflösung. Im Zustand völliger Destabilisierung. Niemand weiss mehr, was gilt. Die SVP lässt sich von den Bauern wählen, um dann die Bauern abzuschaffen.

Gotthelf würde sagen, wir müssten eine neue Ordnung suchen?

Nicht eine autoritäre. Aber wir müssen uns überlegen, ob wir uns in unserer elektronischen Kunstwelt immer mehr abkoppeln wollen von der Natur. Das wird nicht gelingen. Wir müssen uns mit den Naturkräften versöhnen. Wir müssen Wissenschaft und Technik in Einklang mit der Natur nicht Dinge aufzwingen.

Grosse Worte, die Gotthelf gefallen würden, aber schwer umzusetzen sind. Hat er nicht auch praktischen Rat erteilt? Darüber, woran der Staat Bern krank?

An verfilzten Strukturen, wie es sie im Ancien Régime gab, die bis heute in der Politikerklasse weiterleben. Gotthelf prangerte das an. Er war einer wie der Revisor Rudolf Hafner, der vor 20 Jahren die Missstände des Finanzskandals anprangerte und dafür fast bestraft wurde.

Gotthelf kritisiert in Ihrem Buch auch den modernen Unternehmensegeist – in der Person des Patriziers Effinger, der Strassen statt Schulhäuser bauen will. Gerade an Unternehmensegeist mangelt es Bern aber bis heute.

Die Berner bauten eines der besten Strassennetze Europas, von dem Goethe schwärmte. Aber es ist manchmal gut, nicht alle Entwicklungen mitzumachen.

Für den Kanton Bern ist es bis heute eher schlecht.

Der Kanton Bern hat Chancen. Er darf nicht ein grosses Emmental werden. Ein Freund hat mir gesagt, mein Gotthelf-Buch sei gar kein Roman, sondern ein Gesang auf den Kanton Bern.

Ein Abgesang?

Nein, ein Lobgesang. Auf die Landschaft. Der Kanton Bern ist schön. Aber mit leeren Kassen zu leben, ist natürlich schwierig. Das weiss ich als Schriftsteller selber. Es ist schön, Schriftsteller zu sein. Aber man verdient verdammt wenig Geld damit.

INTERVIEW:
STEFAN VON BERGEN

Der Autor: Stefan von Bergen (stefan.vonbergen@bernerzeitung.ch) ist «Zeitpunkt»-Leiter.

«DER RITT – EIN GOTTHELF-ROMAN»

Mit galoppierenden Gedanken

Was der junge Pfarrer Albert Bitzios dachte, als er 1831 nach Lützelflüh ritt: Das schildert E.Y. Meyer knapp und doch episch. So entsteht das präzise Zeitbild einer Umbruchszeit.

So könnte Gotthelf gedacht haben, als er am 1. Januar 1831 von Bern nach Lützelflüh ritt, um seine neue Stelle als Pfarrer anzutreten. So könnten im Kopf des Mannes, der damals noch Albert Bitzios hiess, die Gedanken herumgewirbelt sein, wie das E.Y. Meyer beschreibt. Vielmehr: Er beschreibt nicht, sondern versetzt sich und die Leser mitten in die Gedankenstürme, die dem Mann auf dem Pferd durch den Kopf brausen. Vor und zurück. Assoziativ. Staccatoartig, einzelne Sätze, die zu Bildern werden, Wörter, die Geschichten erzählen, springend und hüpfend, gehend und galoppierend – und doch mehr und mehr ein Ganzes ergebend.

Beim Lesen – das zuerst noch langsam vorangeht, indem man die Gedankenketten noch gar nicht alle verstehen kann – entsteht so mehr und mehr ein Sog, ein Rhythmus, der vorbestimmt ist wie die Gedanken des Reiters durch den Gang des Pferdes.

Der Ritt des Propheten

Wie der Prophet Jonas aus dem Wal gespien wurde, verschlägt es Bitzios aus Bern. Er reitet von Bern weg, über Worb und Biglen ins Emmental, aus der Stadt versetzt, ausgestossen gar, weil er ein aufsässiger Zeitgenosse ist, der seine Meinung nicht zurück-



Wortgewaltiger Emmentaler: Pfarrer Albert Bitzios alias Jeremias Gotthelf.

hält und die Obrigkeit nicht fürchtet. Schon als junger Mann: «Man wollte ihn nicht.»

Die Zeit war im Umbruch, das alte Regime des Patriziats morsch, das Volk in Bewegung. In der Gesellschaft ging es hin und her, wie im Kopf des Reiters, der zwischen seinen privaten Erinnerungen und den prekären Zeitzuständen hin- und herdenkt. Hier die alte Herrschaft und da der neue «Grossreichtum», den der Reiter ebenso geisselt. Dazwischen das Volk,

dem sich der Pfarrer verbunden fühlt, dem er dienen will als Seelsorger und Erzieher: «Er kämpfte. Nicht mit dem Gewehr. Nicht mit dem Schwert. Er kämpfte mit der Sprache. Mit Wörtern.» Und: «Was er wollte, war Reformation, nicht Revolution.» Und das heisst für den konservativen Aufklärer auch: «Arme hat es immer gegeben. Wird es immer geben. Aber man muss sie so erziehen, dass sie in der Armut menschenwürdig leben können. Dass sie nicht in der Illusion, selber bald zu Reichen zu gehören, im Interesse der Reichen handeln, statt in ihrem eigenen.»

Meyer wird Gotthelf

In den knappen Sätzen, die durch authentische Brief- und Predigt-ausschnitte unterbrochen und ergänzt werden, entwirft Meyer ein präzises Sittengemälde einer Umbruchszeit. Erstaunlich, wie viele Informationen wie beiläufig einfließen, wie auch die Landschaft vor dem inneren Auge entsteht. Wie auf den knappen 122 Seiten eine markante Figur, ein Charakter lebendig wird. Trotz der Knappheit: «Der Ritt» hat durchaus etwas Episches. Manchmal hat man gar den Eindruck, Meyer würde selbst zu Gotthelf, bis in den Sprachgestus hinein. So heisst es einmal: «Trotzdem ass das hübsche We-

sen langsam und ohne Ziererei. So säuberlich und appetitlich, dass man selber Appetit darob bekommen konnte.»

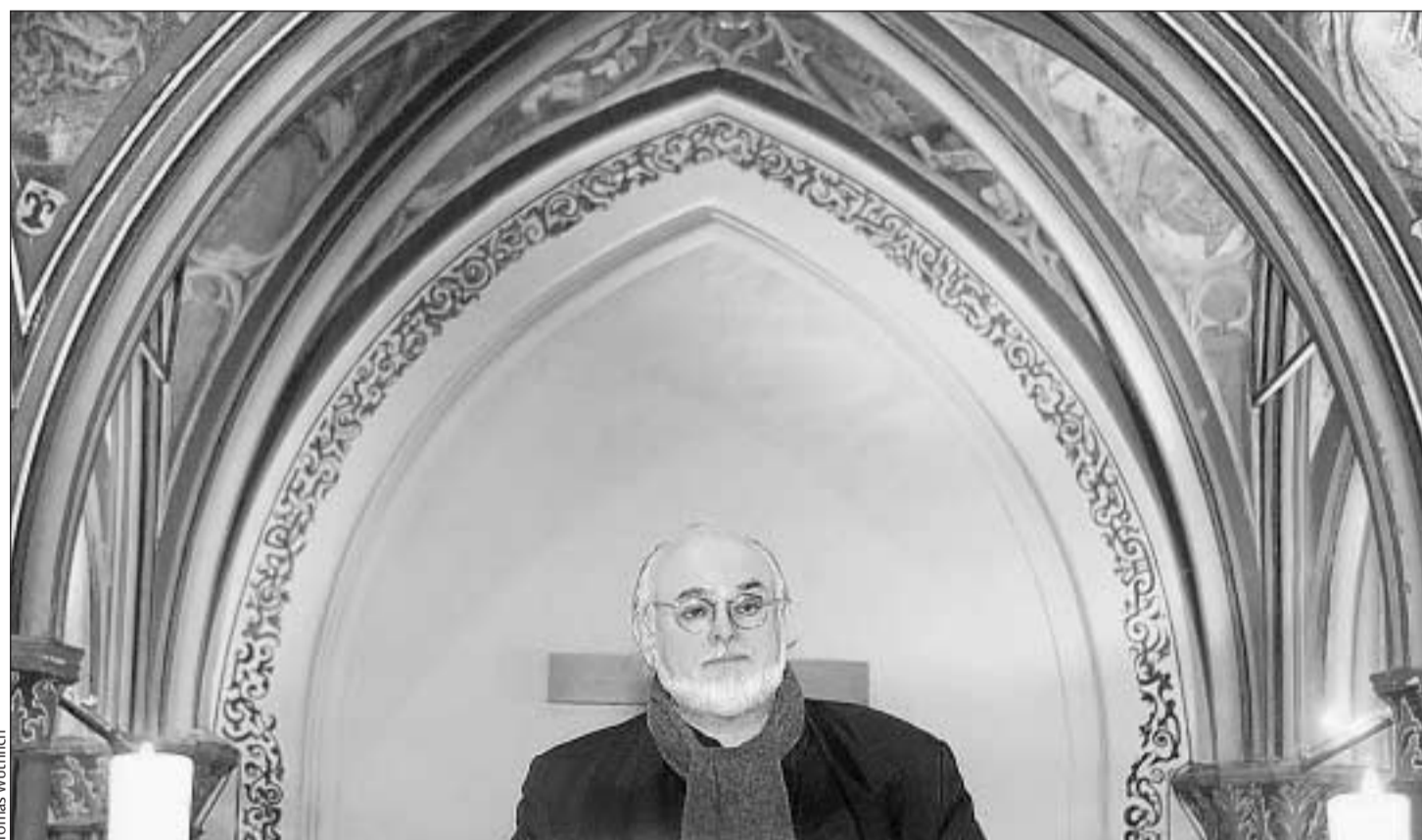
Meyer alias Gotthelf? Fragt sich also, was dieser Gotthelf uns heute zu sagen hat, welche Bedeutung sein Ritt vom 1. Januar 1831 hat, in welcher Art dieses Zeitbild ins Heute hineinzuspielen vermag. Es ist klar – vielleicht fast allzu klar –, dass Meyer die heutige Zeit anklagt: die Verdinglichung und Entseelung der Menschen, den wuchernden Strassenbau, die Zerstörung der Natur, das Maschinenwesen, die Börse, den schnellen Reichtum. All das klingt an und hat seine Aktualität in dem Sinn, wie das zu Gotthelfs Zeiten erschienene «Manifest der kommunistischen Partei» von Karl Marx und Friedrich Engels sich heute als kurz gefasste Beschreibung der Globalisierung liest.

Ob man die Klage mag oder nicht – man liest ihn gern, den «Ritt». Sein Staccato der Sätze und der Gedanken prägt sich ein.

KONRAD TOBLER

Der Autor: Konrad Tobler (konrad.tobler@bernerzeitung.ch) ist Leiter der BZ-Kulturredaktion.

Das Buch: E.Y. Meyer: Der Ritt – Ein Gotthelf-Roman. Folio-Verlag, 122 S., Fr. 31.90.
Die Buchvernissage: Mittwoch, 1. September, 19.30, Aula des Hauptgebäudes der Universität Bern: Lesungen und Musik.



Als ob er ein Nachfolger Gotthelfs wäre: Schriftsteller E.Y. Meyer liest wie ein Pfarrer in Berns Französischer Kirche aus seinem Gotthelf-Buch.

Gotthelf und dem Emmental verfallen

Behäbig lässt sich der mächtige Mann mit dem weiss gewordenen Bart auf das Sofa in der Altbauer Gruft des Kornhauskellers sinken. Zum Gespräch bestellt er einen weissen Yvorne aus den einstigen Berner Untertanengebieten im Waadtland. «Ein Name mit einem grossen Y voran ist immer gut», sagt E.Y. Meyer. Eigentlich heisst er Peter. Aus der Standardantwort auf die Frage, wie man seinen Allertweltsnachnamen denn schreibe, fabrizierte er sich seinen literarischen Vornamen: E.Y.

Aufgewachsen ist er im Baselländischen. «Heute bin ich ein

Berner», sagt Meyer, der am Rand der Stadt Bern im Nebengebäude eines alten Patrizierguts wohnt. Als Schriftsteller ist er seit jeher der literarischsten aller Berner Landschaften verfallen: Dem Emmental. Sein erster Roman «In Trubschachen» von 1973 lotete in einer vertrackten Sprache, mit langen, gespenstisch präzisen Sätzen das abgründige Tallabyrinth aus. Der damals 27-jährige Meyer schuf sich mit dem Buch den Ruf eines literarischen Jungstars, der mit einer hochmodernen Sprache kritisch die ländliche Provinz erforschte. 1977 formulierte er in seinem grossen

Roman «Die Rückfahrt» ein frühes grünes Manifest.

Dann verstummte Meyer literarisch mehr als zehn Jahre lang. Das schnelle Tempo des Literaturbetriebs, der seine jährlichen Shooting Stars verbrauchte, wollte und konnte der skrupulöse Berner nicht mitmachen. Er brach mit dem renommierten Suhrkamp-Verlag. Bis heute leidet er finanziell am harten Leben des unabhängigen Autors. «Frei sein ist schwer», spricht er hinaus in die hallende Leere des Kornhauskellers.

1994 meldete er sich mit dem Roman «Das System des Doktor

Maillard oder die Welt der Maschinen» zurück, 1997 mit dem gespenstischen kleinen Venedigroman «Venezianisches Zwischenspiel». Seine Bücher, seine Skepsis über die technisierte Zivilisation tönnten nun anders, weniger modern, bisweilen ratlos. Nun hat Meyer ein Gotthelf-Buch geschrieben, mit dem er wieder im Emmental landet – und im Kopf des grossen konservativen Aufklärers Jeremias Gotthelf, dem er als skeptischer Warner heute ein wenig gleicht. «Ich bin jetzt so alt wie Gotthelf, als er starb», sinniert der 57-Jährige beim Yvorne.

SVB

MEIN MONAT



TIBOR BEREGSZASZY

Ist das die Welt der Jugend?

«Jugendliche kiffen, prügeln, pöbeln – immer mehr, immer ungehemmter, immer grenzenloser. Ist das wahr? Ich bin auf dem Pausenplatz jeden Tag in Kontakt mit Schülerinnen und Schülern. Meine Erfahrungen geben mir keinen Grund, alles schönzureden. Die Schlagzeilen überzeichnen, keine Frage – aber die Probleme sind real. Nur vergisst man oft, die entscheidende Frage zu stellen: Wer gestaltet die Welt, in der die Jugend aufwächst? Wir Erwachsenen.

Diese Welt hat sich markant verändert. Der Blick auf die Lehrstellensituation macht Angst. Viele Junge fühlen sich chancenlos. Parallel dazu stehen sie unter Leistungsdruck – sehr häufig von den Eltern. Diese wollen ihr Kind antreiben, damit der Sprung in die Sekundarstufe gelingt. Aber nicht selten erreichen sie das Gegenteil: Überforderte Schüler und Schülerinnen klinken sich aus. Passiert das in der siebten oder achten Klasse, kann es schon zu spät sein: die Motivation und die Energie sind weg.

Ich beobachte, wie sich wichtige gesellschaftliche Veränderungen in den letzten Jahren auf die Befindlichkeit der Jugendlichen auswirken. In vielen Familien müssen heute beide Elternteile arbeiten, um überhaupt über die Runden zu kommen. Häufige Abwesenheit beider Eltern aber bedeutet oft auch, dass die Erziehungsarbeit zu kurz kommt. Elementare Auseinandersetzungen werden zu Hause weniger geführt. Deshalb ist vielen Jugendlichen ein Lernfeld für die Bewältigung von Konflikten abhanden gekommen – das sie nun in der Schule oder in der Öffentlichkeit suchen.

Mein Job als Schulsozialarbeiter ist eine Reaktion auf die neuen gesellschaftlichen Aufgaben der Schule. Deshalb bin ich nicht einfach der Kumpel auf dem Pausenplatz, der darum lässig ist, weil er keine Noten gibt. Ich nehme die Schüler ernst – aber ich verlange auch Respekt von ihnen. Wenn mich einer provoziert, reagiere ich – mit dem Bewusstsein, dass hier jemand Auseinandersetzung und Grenzen sucht. Grenzen zu erhalten gehört für mich zu den wichtigsten Erfahrungen, die Jugendliche machen müssen.»

AUFZEICHNUNG:
JÜRIG STEINER

Tibor Beregszaszy, 34, einer der wenigen Schul-Sozialarbeiter in der Region Bern, erzählte im August über seine Aufgabe. Er arbeitet an den Schulen Steinhölzli und Hessgut in Köniz. Im September berichtet Peter Eggimann, Poststellenleiter in Grossehöchstetten.